

Alfred Wildfeuer

# Nicht-verstehen-Können oder -Wollen?

## Zum gesellschaftlichen Umgang mit sprachlicher Variation

Abweichungen von der Norm fordern vom Gegenüber eine zugewandte Haltung ein, das gilt auch für das Hörverstehen. Wenn Menschen mit Akzent oder Dialekt in einem standardsprachlich geprägten Umfeld sprechen, liegt Missverstehen auf der Hand – es sei denn, die Abweichung wird als Beispiel von Vielfalt und Bereicherung wahrgenommen.

Gelegentlich findet man in Online- und Printmedien fast anekdotenhafte Meldungen zu aussprachebedingten Verständnisproblemen – meist in Zusammenhang mit Buchungen von Reisen. Ein schönes, geradezu prototypisches Beispiel tauchte 2012 auf SPIEGEL online auf:

### **Reisebüro-Panne: Sächsische Kundin bucht Bordeaux statt Porto**

Eine undeutliche Aussprache im Reisebüro kann teuer werden. Fast 300 Euro muss eine Kundin aus Sachsen für einen Flug zahlen, den sie nie angetreten hat – weil sie den gewünschten Zielort Porto dialektbedingt nicht klar artikuliert.<sup>1</sup>

Betrachtet man die Meldung etwas genauer, dann lässt sich vermuten, dass hier das Missverstehen seine Ursache auf beiden Seiten hat – also auf Sprecher- und Hörerseite zu suchen ist. Denn neben einer dialektbedingten Aussprache der Konsonanten <p> und <t> als „weiches“ <b> und <d> ist davon auszugehen, dass die Betonung der einzelnen Silben durchaus nach dem Muster von Porto (auf der ersten Silbe und daher

typisch für das Deutsche) und nicht dem von Bordeaux (auf der zweiten Silbe und daher untypisch für das Deutsche) folgte.

Das beauftragte Reisebüro hätte also die Gefahr eines Nichtverstehens leicht erkennen und genauer nachfragen können. Der Einwand ist somit durchaus berechtigt, ob beim konkreten Beispiel das Falschverstehen nicht ursächlich auf Seiten des Hörers zu suchen ist, ob statt einem Nicht-Verstehen-Können ein Nicht-Verstehen-Wollen Grund für die missglückte Buchung war.

### **Von der Abwertung dialektalen Sprechens zum Nicht-Verstehen-Wollen**

Was steckt hinter solchen Meldungen? Basis dürfte eine wertende Haltung zur sprachlichen Variation sein, die unterschiedliche Sprechweisen als schön oder unschön bzw. richtig oder falsch markiert. Als Basis für diese Einstellung können sprachliche Ideologien (Maitz/Elspaß 2013) ausgemacht werden, die unwissenschaftliche Glaubensweisheiten zu sprachlicher Variation wiedergeben.

Die Sprachwissenschaft hat in den letzten Jahren erkannt und dezidiert herausgearbeitet, dass eine grundlegende Ideologie in Deutschland die sogenannte Standardsprachideologie darstellt (Maitz/Elspaß 2013). Das heißt, Abweichungen vom vermeintlichen Standard, der vor allem an den Aussprachegewohnheiten einer norddeutsch geprägten Umgangssprache orientiert ist, werden tendenziell negativ bewertet und häufig zum Gegenstand von Spott oder zumindest als Makel empfunden. Die eingangs vorgestellte Meldung dient der Unterhaltung, vielleicht auch Belustigung des Medienrezipienten und stellt zumindest indirekt eine sprachliche Minderheit bloß – die der Sächsisch Sprechenden. Damit ist prinzipiell der Weg frei für ein Nicht-Verstehen-Wollen.

### **„Gute“ und „schlechte“ Varietäten**

Zum Gegenstand der Belustigung werden nicht alle Varietäten des Deutschen gleichermaßen, es gibt Dialekte, die mehr akzeptiert sind, und welche, die als unschön bewer-

tet werden. Daher dürfte es kein Zufall sein, dass die oben angeführte Meldung von SPIEGEL online ein Beispiel aus Sachsen aufgreift und damit indirekt den sächsischen Dialekt diskreditiert.

Der von der Sprachwissenschaft als obersächsisch-ostmitteldeutsch klassifizierte Dialekt wird im Folgenden den umgangssprachlichen Konventionen folgend als Sächsisch bezeichnet. Diese Varietät ist im Laufe der Sprachgeschichte in der Hörergunst tief gesunken. Die Rangliste der Dialekte, die in Deutschland die meiste Ablehnung erfahren, wird vom Sächsischen angeführt. 54 Prozent der vom Meinungsforschungsinstitut Allensbach im Jahr 2008 Befragten mögen diese Varietät nicht.<sup>2</sup> In der Geschichte des Deutschen war das Sächsische dennoch die prägende regionale Varietät für die Ausbildung der heutigen Standardsprache. Man denke nur an Luthers deutschsprachige Bibel, die sich vor allem auf obersächsisch-ostmitteldeutsche Sprachformen stützte. Das Sächsische fungierte vom 16. bis in das 18. Jahrhundert hinein als eine sprachliche Zielnorm, galt als das „feinste Deutsch“ (Zimmermann 1992, S. 99). Dieses Vorbild war in jener Zeit auch als meißnische Sprache bekannt (ebd.).

Die große Wertschätzung schlug im Laufe des 18. Jahrhunderts um und es setzte mit der Verlagerung des kulturellen Zentrums nach Berlin und damit weg vom sächsischen Sprachraum eine Abwertung ein (Hundt 2011). Vom hohen Status eines sprachlichen Vorbilds stieg der Dialekt ab und wurde bald als unschicklich empfunden.

Den Rang als vermeintlich vorbildliche Sprache lief dem Sächsischen ab dem 19. Jahrhundert die Stadtsprache von Hannover ab, die zwar häufig als „bestes“ oder „reinstes“ Hochdeutsch bezeichnet wurde und wird, die aber ebenfalls nicht frei von Regionalismen war und ist (Elementaler

2012). Der geschichtliche Wandel der Bewertung von sprachlichen Varietäten zeigt somit, dass diese nicht von sprachlichen Eigenschaften abhängt bzw. abhängen kann.

Es gibt keine schönen oder unschönen Sprachen. In der Forschung spricht man in diesem Zusammenhang von einer *social connotation hypothesis* (Hundt 2011). Das heißt, außersprachliche Faktoren bestimmen den „Wert“ oder „Unwert“ von Dialekten, sie entscheiden, ob eine Varietät als akzeptabel oder unakzeptabel bewertet wird.

### **Dialekt – wirklich ein Kommunikationshindernis?**

Verbunden mit dem oben kurz skizzierten Wandel in der gesellschaftlichen Bewertung von Dialekten, basierend auch auf einer Ideologie, die die Standardsprache als die beste Sprechweise hervorhebt, ist das Nichtverstehen-Wollen eine häufige Form der Ablehnung einer regionalen Sprechweise. Betrachtet man die menschliche Sprachkompetenz etwas näher, ist in Bezug auf das regionale Spektrum eher weniger von einem Nicht-Verstehen-Können auszugehen.

Der menschliche Hörapparat ist grundsätzlich dafür ausgelegt, mit Variation umgehen zu können. Nur so sind wir in der Lage, miteinander zu kommunizieren, denn die Sprache einer Person ist immer individuell geprägt. Ähnlich wie der Fingerabdruck wird die jeweilige sprachliche Varietät einer Person auch in der Kriminalistik zur Identifizierung herangezogen. Das kann etwa bei Erpresseranrufen erfolgreich sein, wie Meldungen der Berliner Zeitung<sup>3</sup> oder der Süddeutschen Zeitung<sup>4</sup> belegen.

Die Individualität in der Sprache zwingt unsere akustische Sprachverarbeitung dazu, aus einem Lautstrom, der personenabhängig geprägt ist, zumindest bei nicht zu

großen Differenzen zur eigenen Sprachkompetenz die relevanten Informationen zu entnehmen. Wird jedoch dieser rezeptive Toleranzbereich überschritten, verstehen wir eine menschliche Äußerung nicht oder nicht mehr vollständig. Bis zu einem gewissen Umfang kann uns das auch bei deutschen Dialekten passieren, die eine große Distanz zur Standardsprache aufweisen, wie zum Beispiel manche süddeutschen Varietäten (etwa konservative Formen des Alemannischen oder Bairischen) oder norddeutsches Platt.

### **Vom Wollen und Können**

Manche Varietäten weisen also eine deutliche linguistische Distanz zu einander und zur Standardsprache auf, sodass eine nur mit der Standardsprache oder einer anderen Varietät vertraute Sprecherin erst einmal lediglich Ausschnitte versteht. Trotzdem wird auch hier, nach einer gewissen Eingewöhnungsphase, ein gegenseitiges Verstehen gelingen. Beim Nichtverstehen geht es also in den meisten Fällen eher um ein fehlendes Wollen statt um ein fehlendes Können.

### **Verschwinden die Dialekte und so das Missverstehen?**

Der deutschsprachige Raum weist – trotz einer gesellschaftlich verbreiteten Ideologie, die die Standardsprache auch in der Mündlichkeit zumindest in Schule und Medien bevorzugt – bis heute eine enorme dialektale Variation auf. Doch damit nicht genug: Es kommen aktuell sogar neue Varietäten hinzu, die unter dem Terminus Ethnolekte zusammengefasst werden.

Am bekanntesten ist derzeit das von Sprachpuristen häufig heftig abgelehnte, in urbanen Gebieten sich ausbreitende Kiezdeutsch. Ursprüng-

lich wurde es von jugendlichen Sprecherinnen und Sprechern mit Deutsch als Zweitsprache und arabischer, türkischer oder russischer Erstsprache geprägt. Anschließend fand es Verbreitung in der Jugendsprache und wurde auch von der Kabarett- und Medienszene aufgegriffen. Die Ablehnung des Kiezdeutschen in manchen Medien und Diskussionsforen – exemplarisch kann hier auf einen Kommentar in WELT online<sup>5</sup> vom 30. Juni 2014 verwiesen werden – ist im Prinzip eine Wiederkehr der Ablehnung regionaler Sprechweisen, wie wir sie auch gegenüber Dialekten spätestens seit den 1970er-Jahren mit der sogenannten Sprachbarrierendiskussion kennen.

Diese betrachtet regionale Varietäten als ein Hindernis beim gesellschaftlichen Aufstieg und will den Schülerinnen und Schülern dialektales Sprechen „aberziehen“. Mit dem Entstehen des Konzepts einer Inneren Mehrsprachigkeit, das die Vorteile einer gleichzeitigen Beherrschung von Dialekten und der Standardsprache erkannt hat, wandelte sich die Bewertung regionaler Varietäten im Unterricht grundlegend ab etwa den

1990er-Jahren. Eine positive Sicht auf diese Form der Mehrsprachigkeit begann sich durchzusetzen. Das zeigt sich exemplarisch auch an der Entwicklung von Unterrichtseinheiten zur Integration des Dialekts im Fach Deutsch. Ein sehr erfolgreiches Beispiel in diesem Kontext stellt die 2015 in zweiter Auflage erschienene Publikation „Dialekte in Bayern – Handreichung für den Unterricht“ des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus dar.

Eigentlich verstand man also die Sprachbarrierendiskussion als überwunden, sah die zahlreichen Varietäten des Deutschen in den letzten zwei Jahrzehnten als Bereicherung statt als Last. Die Geschichte der sprachlichen Diskriminierung wiederholt sich jedoch nun in Bezug auf das Kiezdeutsche. Vielleicht müsste man in diesem Kontext noch mehr auf Artikel 3 des Grundgesetzes hinweisen, der eine Diskriminierung auch aufgrund von Sprache strikt untersagt.

Für gewolltes oder ungewolltes Missverstehen bestehen aufgrund der großen Verbreitung von sprachlichen Varietäten weiterhin jedenfalls die nötigen Voraussetzungen.

## Was bedeutet das für die Schule?

Generell sollte in der Schule ein unvoreingenommener Umgang mit sprachlicher Variation vorherrschen. Die von den Kindern mitgebrachte Sprache – sei es eine Zuwanderersprache, ein regionaler Dialekt oder ein Soziolekt – ist grundsätzlich als etwas Positives zu begreifen und nicht per se Ausdruck eines sprachlichen Defizits. Aufbauend auf einer positiven Einstellung zur Sprachenvielfalt im Unterricht, kann dann die Hinführung zur Standardsprache erfolgen.

### Anmerkungen

- 1 <http://www.spiegel.de/reise/aktuell/reise-recht-kundin-bucht-bordeaux-statt-porto-a-855762.html> [letzter Zugriff am 12.06.2016]
- 2 [http://www.ifd-allensbach.de/uploads/tx\\_reportsndocs/prd\\_0804.pdf](http://www.ifd-allensbach.de/uploads/tx_reportsndocs/prd_0804.pdf) [12.06.2016]
- 3 <http://www.berliner-zeitung.de/berlin/wie-erpressungsanrufer-ueberfuehrt-werden-die-stimmenerkennung-5414538> [12.06.2016]
- 4 <http://www.sueddeutsche.de/muenchen/unterschleissheim-polizei-ueberfuehrt-trittbrettfahrer-weil-er-saechself-1.2805018> [letzter Zugriff am 12.06.2016]
- 5 <http://www.welt.de/kultur/article129622721/In-Wahrheit-ist-Kiezdeutsch-rassistisch.html> [12.06.2016]

### Literatur

- Bayerisches Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst: Dialekte in Bayern. Handreichung für den Unterricht. 2., erw. u. aktual. Aufl., München 2015.
- Michael Elmentaler: In Hannover wird das beste Hochdeutsch gesprochen. In: Liselotte Anderwald (Hg.): Sprachmythen – Fiktion oder Wirklichkeit. Frankfurt a. M. / Berlin: Peter Lang 2012, S. 101 – 115.
- Markus Hundt: Schöner Dialekt, hässlicher Dialekt. Theorien und Methoden der Einstellungsforschung im Bereich der Wahrnehmungsdialektologie. In: Michael Elmentaler / Ulrich Hoinkes (Hg.): Gute Sprache, schlechte Sprache. Frankfurt a. M. / Berlin: Peter Lang 2011, S. 77 – 104.
- Peter Maitz / Stefan Elspaß: Zur Ideologie des ‚Gesprochenen Standarddeutsches‘. In: Jörg Hagemann / Wolf Peter Klein / Sven Staffeldt (Hg.): Pragmatischer Standard. Tübingen 2013, S. 35 – 48.
- Gerhard Zimmermann: Das Sächsische. Sprachliche und außersprachliche Einschätzungen der sächsischen Umgangssprache. In: Muttersprache 102 / 1992, S. 97 – 113.

Auch eine Aufwertung von Dialekt: der Asterix-Band „De Rose und’s Schwärd“ auf Sächsisch